



SWR2 Tandem - Manuskriptdienst

Paul war kein Held

Viola Roggenkamp über ihren Vater, der ihre Mutter vor der Deportation rettete
Almut Engelen im Gespräch mit der Autorin

Redaktion: SWR2 Tandem

Sendung: Freitag, 27.01.12 um 10.05 Uhr in SWR2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte der Sendungen SWR2 Tandem auf CD können wir Ihnen zum größten Teil anbieten. In jedem Fall von den Vormittagssendungen. Bitte wenden Sie sich an den SWR Mitschnittdienst. Die CDs kosten derzeit 12,50 Euro pro Stück.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-26030.

Einfacher und kostenlos können Sie die Sendungen im Internet nachhören und als Podcast abonnieren:

SWR2 Tandem können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter

www.swr2.de oder als Podcast nachhören:

<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/tandem.xml>

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

TRANSKRIPT

Almut Engeli:

Viola Roggenkamp, Sie haben das Leben Ihres Vaters intensiv erforscht, nach seinem Tod. Wann ist er denn gestorben?

Viola Roggenkamp:

Mein Vater ist 1987 gestorben.

Almut Engeli:

Und was hat dieser Tod bei Ihnen ausgelöst? War das gleich so, dass Sie dachten: Jetzt will ich über dieses Leben forschen?

Viola Roggenkamp:

Wenn zum ersten Mal ein Elternteil stirbt, das ist ein ganz einschneidendes Erlebnis. Eine große Verunsicherung war es für mich, denn mein Vater war in der Familie eben derjenige, der, ja, alle beschützte. Und ohne, dass mir das wirklich klar geworden wäre, habe ich auch das selbst immer so bei mir getragen. Und nun war der jüdische Teil auf einmal allein, ohne ihn.

Almut Engeli:

Ihre Mutter und Ihre Großmutter mütterlicherseits.

Viola Roggenkamp:

Meine Großmutter war schon gestorben, meine Mutter, meine Schwester und ich. Und das war eine psychische Erschütterung, die mich wirklich auch umgeworfen hat. Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet, dass ich das so stark empfinden würde, dass er, auch eben für mich selbst, innerlich so der Garant der Sicherheit war. Mein Vater war für mich äußerlich überhaupt gar nicht der Held, kein starker Mann. Bequem, jemand, der sich gerne zurückzog, im Liegestuhl saß im Sommer, im Garten oder in seinem Ohrensessel und gerne las, Romane, uns auch vorlas. Ein sensibler Mann. Ein Mann, der keine Männerfreundschaften hatte, der lieber mit Frauen zusammen war. Mein Vater war für mich nicht derjenige in der Familie, bei dem ich Schutz gesucht hätte, als Kind, sondern das war meine Mutter. Also, das war für mich eben die Überraschung, als er starb, nach seinem Tod, dass mir plötzlich so bewusst wurde: jetzt sind wir Jüdinnen ohne ihn.

Almut Engeli:

Sie sind 1948 geboren. Was war das für eine Situation? Wodurch kam das, dass Sie das Gefühl hatten, Sie brauchen einen nicht-jüdischen Beschützer?

Viola Roggenkamp:

Das war etwas, in das ich hinein geboren worden bin. Das hat mit der Geschichte meiner Eltern zu tun. Ich habe nicht erwartet, dass durch den Tod meines Vaters mein eigenes Jüdischsein für mich eine solche Verstärkung erlebt. Das ist aber so gewesen.

Almut Engeli:

Was heißt das, Ihr Jüdischsein hat eine solche Verstärkung erlebt?

Viola Roggenkamp:

Ja, eben dieses Gefühl: Jetzt sind wir Jüdinnen ohne ihn. Jetzt ist derjenige weg, der nicht zum Jüdischen in der Familie gehört, ja, eben auch der Beschützer. In den Erzählungen aus der Nazizeit war er der Beschützer meiner Mutter und meiner Großmutter. Dass er auch meiner war, dass irgendwie sein Dasein ein schützender, haltender Hintergrund in der Familie war, auch für meine Mutter, die ich immer als sehr kraftvoll erlebt hatte, das wurde mir erst nach seinem Tod klar. Erst da ist mir wirklich klar geworden, dass ihre Selbstbehauptung ohne ihn überhaupt nicht mehr so kraftvoll war. Er war wichtig in seiner ruhigen, stillen Art, die eine ganz sichere Kontinuität hatte.

Ich habe auch das Zusammenbrechen meiner Mutter gesehen ohne ihn, den Rückzug von draußen, das Aufsteigen alter Ängste aus der Zeit der Verfolgung, ganz mächtig wieder aufsteigende Ängste.

Das alles passierte eben nach seinem Tod. Und das hat auch bei mir erstmal zu einem psychischen Zusammenbruch geführt.

Ich bekam damals eine Hyperventilationstetanie, also ich hatte schwere Paniken. Ich war eine Zeitlang gar nicht arbeitsfähig. Ich habe mich nicht aus dem Haus getraut. Es ist eine ganz starke psychische Reaktion gewesen.

Almut Engeli:

Sie haben ja in beiden Romanen, die Sie zu dem Thema geschrieben haben, „Tochter und Vater“ als auch „Familienleben“, geschildert, wie sehr nach 1945 die Wahrnehmung, das Verhältnis zur Außenwelt geprägt war von dieser Nazierfahrung, von dem Gefühl einer absolut feindlichen Umwelt.

War dieses Gefühl einer feindlichen Umwelt, in der Ihr Vater Ihre Mutter und seine Schwiegermutter gerettet hatte, war das dann plötzlich wieder präsent?

Viola Roggenkamp:

Die Außenwelt, die Sie ansprechen, die Erfahrung aus der Nazizeit in Deutschland, die meine Eltern und meine Großmutter gemacht haben, das war eine Erfahrung, die ihnen in den Gliedern saß. Und als sie zurückkehrten nach Hamburg, 1945, nach der Befreiung, da waren dieselben Leute ja immer noch da.

Das waren die Leute, die Nazis waren. Ich möchte gar nicht mal sagen: Nazis gewesen waren. Vom 8. auf den 9. Mai 45 hat sich die Menschheit in Deutschland nicht total verändert.

Es gab, gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit ganz vehemente, aggressive Reaktionen gegen Juden, ganz offen.

Also ich weiß es aus Erzählungen meiner Mutter und meiner Großmutter. Damals musste man ja anstehen für Lebensmittel. Man bekam solche Karten, also jetzt auch die Verfolgten, die Überlebenden. Wenn man also sehr ausgehungert und krank zurückgekommen war, dann hatte man zum Beispiel das Recht, in so einer langen Schlange, die nach Milch oder Gemüse oder sonstwas anstand, immer zehn Leute zu überholen und vorzugehen, wie Schwangere auch oder auch Kriegsversehrte. Da wurde aber nicht auf die Schwangeren und die Kriegsversehrten geschimpft, sondern es hieß dann: „Ach, die Juden schon wieder. Guck dir das an, schon wieder die Juden, immer vorne weg.“

Almut Engeli:

Ja.

Viola Roggenkamp:

Ganz offen. Und zur gleichen Zeit marschierten durch die Straßen die KZ-Häftlinge in ihren KZ-Uniformen, in diesen gestreiften Anzügen, um darauf aufmerksam zu machen, dass es sie gegeben hat, dass es das alles gab. Sie organisierten sich zum Teil politisch, waren zum Teil ja auch Politische.
Ist Ihnen mal davon erzählt worden?

Almut Engeli:

Nee.

Viola Roggenkamp:

Nein.

Das war aber Alltag hier, auch in Hamburg zum Beispiel.

Almut Engeli:

Das Bedürfnis darüber zu schreiben, war das das Bedürfnis, sich diese Geschichte anzueignen? War es das Bedürfnis, Ihrem Vater ein Denkmal zu setzen, also diesem stillen, bescheidenen, eher nicht heldenhaften Menschen? Was war es eigentlich?

Viola Roggenkamp:

Ich hätte den Roman „Tochter und Vater“ nicht schreiben können ohne nicht vorher den Roman „Familienleben“ geschrieben zu haben. Den habe ich 2004 veröffentlicht, es ist also jetzt sieben Jahre her.

Und mit dem Schreiben des Romans „Familienleben“ habe ich mir und meiner Generation jüdischer Deutscher einen Platz geschaffen, einen Ort, an dem wir und in dem ich auftauche, mit einer eigenen Geschichte, die zwar untrennbar verbunden ist mit der Geschichte der Eltern, aber wo doch zum Thema wird, was diese Geschichte in mir gemacht hat, wie sie mich geprägt hat, wie sie mich belastet, wie sie aber in mir auch etwas Kostbares darstellt, wie daraus etwas Eigenes geworden ist.

Das Eigene entstand auch aus Unverständnis, weil eine Kinderseele das gar nicht bewältigen kann, was damals passiert ist.

Es war wichtig für mich im vis à vis zu meiner Mutter, selbst auch Jüdin zu sein. Das in Besitz zu nehmen als etwas, was auch meins ist.

Das hieß auch, das Jüdischsein loszulösen von dieser unmittelbaren Nazi-Vergangenheit, als mein eigenes, so wie ich heute lebe, als die Tochter dieser Eltern und nun auch als erwachsene Jüdin, mit meinem Leben.

Und ich habe jetzt den Roman „Tochter und Vater“ veröffentlicht, den ich so vor Jahren nicht hätte schreiben wollen. Es gab in mir viel mehr das Gefühl: Meinen Vater kriegt ihr nicht. Mein Vater ist ein besonderer Deutscher. So einen gibt es nicht so häufig.

Denn diese Geschichte hat wirklich Seltenheitswert. Eher haben deutsche Frauen zu ihren jüdischen Männern und jüdischen Geliebten gehalten, als deutsche Männer zu ihren jüdischen Frauen. Die haben sich sehr schnell getrennt.

Ich durfte aber draußen nicht sagen, dass ich Jüdin bin. Meine Mutter wollte das nicht. Man sollte nicht so auf uns sehen: das ist eine jüdische Familie.

Man sah nicht freundlich auf Juden in Deutschland. Ganz anders als heute, heute haben Juden einen besonderen Stellenwert, mit dieser Geschichte und so. Das war nicht so in den 1950er/60er/70er Jahren, überhaupt nicht.

Und ich hatte das Gefühl: Ich muss meinen Vater schützen. Wenn ich nichts erzähle, dann denken alle, er sei so einer gewesen wie die anderen, ein Nazi. Aber das war er ja nicht.

Also meinen Vater bekommt ihr nicht, das war eigentlich mein Gefühl, all die Jahre. Und je mehr dann aber Literatur auf den Markt kam, auf den Buchmarkt, von Töchtern und Söhnen mit Tätervätern, was sehr wichtig ist und richtig und auch nicht einfach zu schreiben, wuchs in mir das Gefühl: Ich will diesem Kanon deutscher Geschichte diese Geschichte beifügen. Die gehört hierher und die muss auch erzählt werden.

So etwas gab es auch: Ein junger Mann, ganz normal, ganz einfach, nicht mächtig, kein Industrieller, 23 Jahre alt, der zu seiner jüdischen Geliebten hielt und sie mit gefälschten Papieren heiratete und sie und ihre Mutter rettete. Es war möglich. Das ist ja auch die Botschaft dieses Romans: Es war möglich.

Almut Engelen:

Ich will noch mal zurückkommen auf dieses nicht-erzählen-dürfen, dass Sie jüdisch sind.

Viola Roggenkamp:

Nichts sagen dürfen draußen.

Almut Engelen:

Nichts sagen dürfen.

Dass Ihr Vater seiner jüdischen Frau und ihrer Mutter so geholfen hat, das wurde damit auch geheim gehalten, ganz lange Zeit.

Viola Roggenkamp:

Ja.

Almut Engelen:

Wie war das für Sie als Kind?

Viola Roggenkamp:

Ja, als Kind war das auch eine Enttäuschung. Ich hätte ganz gerne auch mal angegeben damit. Aber dieses nichts-sagen-dürfen, nicht-erzählen-dürfen, das war mir auch immer spürbar als Ausdruck dessen, dass das draußen niemand hören wollte. Das habe ich deutlich empfunden. Auch in der Schulzeit. Irgendwann kam ja im Geschichtsunterricht die Nazizeit dran, die wurde ganz kurz abgehandelt und dann kam man eigentlich gleich von der Weimarer Republik zu Adenauer.

Da war ich sehr die Tochter meiner Eltern, brachte zwei alte Schellackplatten mit in die Schule, auf denen Hitler sprach. Die hatte ein jüdisch-englischer Soldat meinen Eltern geschenkt, entweder, um sie aufzuheben als Dokument oder um sie an die Wand zu pfeffern. Sie haben sie aufgehoben und ich brachte sie mit. Die Lehrerin, die das dann im Unterricht abspielte, abspielen musste, weil ich darauf bestand, ließ sich dann dazu hinreißen zu sagen: „Aber er hat doch so eine tolle Stimme. Und ist man nicht fasziniert, wenn man ihn hört?“

Also, auch ich wurde irgendwie damit konfrontiert. Die Mitschülerinnen, die wussten gar nichts, die merkten nur, dass ich störe und dass die Lehrerin jetzt mit mir Streit anfing.

Almut Engeli:

Das war Ende der 50er Jahre, Anfang der 60er Jahre.

Viola Roggenkamp:

Ja, Anfang der 60er Jahre war das.
Ich störte damit.

Almut Engeli:

Das heißt, Sie hatten das Gefühl: Ich erzähle auch besser nicht, dass mein Vater ganz anders war; weil es womöglich Aggressionen auslösen könnte?

Viola Roggenkamp:

Ja, auch gegen mich. Ich machte mich damit gar nicht beliebt. Weil das eben gar nicht so toll war für die anderen.
Meine Eltern luden Freunde ein, sogenannte Freunde, und meine Mutter sagte vorher: „Aber bitte, also auf keinen Fall, wenn irgendwie die Rede auf Politik kommt oder von früher, bitte Hannes, halt dich da raus und lass dich nicht hinreißen“ und so. Mein Vater hatte oft nach solchen gemütlichen Abenden schwerste Magenschmerzen und Magenkrampfanfälle am nächsten Tag und konnte nicht auf seine Vertretertour gehen und blieb zuhause.
Und dann zogen wir uns alle ganz eng zusammen und meine Mutter machte es ganz gemütlich und kochte was Schönes und ...

Almut Engeli:

Man musste sich erholen von dem.

Viola Roggenkamp:

Und die Gardinen wurden runtergelassen, es gab Fensterluken noch in dieser alten Villa und wir zogen uns in eine Wärme zurück, die hoch aufgeladen war mit dieser unglaublichen Geschichte meiner Eltern, die dann wieder und wieder uns erzählt wurde und dass alles ja doch gut ausgegangen war.
Und, ja, man musste sich irgendwie erwärmen und vergewissern: wir sind doch auch glücklich miteinander und uns geht es doch gut, auch wenn drum herum irgendwie, na ja, die Atmosphäre nicht so schön ist.

Almut Engeli:

Wovon bekam Ihr Vater die Magenschmerzen? Waren die sogenannten Freunde so in ihren Bemerkungen, dass man eigentlich gleich zuviel kriegte?

Viola Roggenkamp:

Ich glaube einfach von dem Bewusstsein, in einer Welt zu leben, in der die Leute ganz anders denken als man selbst.
Also es gab pausenlos irgendwelche Gründe sich aufzuregen, zu ärgern, zu erschrecken: „Die sind schon wieder da, die haben das Sagen“.
Zu meiner Geschichte als Kind und Jugendliche gehört eine qualvolle Wiedergutmachungsgeschichte meiner Mutter und meiner Großmutter, Gänge zu Psychiatern, zu dem Psychiater Bürgerprinz, der in der Nazizeit ein bekannter Psychiater gewesen war und einfach weiter praktizierte und plötzlich Gutachten schrieb über Juden und darüber, ob sie berechtigt sind, Wiedergutmachung zu bekommen.

In der Wiedergutmachungsbehörde saßen Leute, die waren Nazis gewesen. Sie war so durchtränkt, diese Zeit. All die Deutschen, die enttäuscht waren, dass die schöne Nazizeit vorbei war, in denen es ihnen gut gegangen war, in denen sie was gewesen waren. Und jetzt sollten sie sich plötzlich schämen für etwas, was sie mit Freude erlebt haben?

Das warfen sie uns vor, sozusagen, dass sie sich jetzt dafür schämen sollten.

Almut Engeli:

Wie war das für Sie als Kind, war das sehr einschüchternd?

Viola Roggenkamp:

Es war für mich normal, darüber draußen nicht zu reden. Und gleichzeitig war für mich normal, herausfinden zu müssen: Sind die Eltern derjenigen oder desjenigen, mit dem ich befreundet sein möchte, womöglich Nazis? Wenn ja, große Nazis, mittlere Nazis, kleinere Nazis? Wenn große, dann geht das nicht.

Almut Engeli:

Worauf achteten Sie denn, um sowas rauszukriegen?

Viola Roggenkamp:

Ja, so eine bestimmte Ausstrahlung, ein bestimmtes Gehabe, wie Mütter mit ihren Töchtern oder Söhnen umgingen, wie: „Jetzt heul nicht“ oder so eine bestimmte Art zu sagen: „Jetzt stellt euch alle mal schön auf hier in Reihe und Glied, zum Topfschlagen“ oder so. Dieses „Aufstellen in Reihe und Glied“, das fand ich schon hoch verdächtig. Das reichte schon.

Die hatten ja auch vieles in sich, was sie einfach weiter von sich gaben.

Es ist nicht so, dass das nicht auch in den Familien zu spüren gewesen wäre. Ich merke manchmal in Gesprächen mit heute 60 -, 65-jährigen Frauen und Männern, dass die erzählen: „Ja, meine Eltern hatten da sehr wohl noch das Bild mit dem Hakenkreuz auf der Mütze meines Vaters und dem Runenkranz meiner Mutter.“ Es war schon noch zu finden in den Fotoalben.

Aber ich weiß eben auch, und das kann ich verstehen, dass es in meiner Generation nicht-jüdischer Deutscher Schamgefühle gab und eine Hemmung, das bei den eigenen Eltern wahrzunehmen. Das sind schließlich die Eltern, die muss man irgendwie lieb haben. Man wollte das nicht wahrnehmen und auch nicht zuhören. Da geriet man lieber gleich in einen Krach mit denen.

So war das auch bei den sogenannten 68ern. Die Eltern haben gar nicht ausreden dürfen, weil die Jungen, die sogenannte Studentengeneration, das nicht hören wollte. Und so haben sie eben auch kaum was erfahren.

Almut Engeli:

Es ist ja auch sehr schwierig, die eigenen Eltern wirklich, mit ganz offenem Visier, anzuschauen und ...

Viola Roggenkamp:

Auszuhalten.

Almut Engeli:

Auszuhalten.

Gab es eigentlich in Ihrer Recherche über Ihren Vater einen Punkt, wo Sie sich wirklich erschrocken haben?

Viola Roggenkamp:

Ja. In den Wochen seines Sterbens.

Ich war alleine mit ihm, und ich habe dann von ihm erfahren, dass er in Krakau zweimal mit dem Lkw dieser Im- und Exportfirma in Auschwitz war. Die transportierten das geraubte Gut der Juden und Polen ins Reich. Da hat er das erstmals gesehen, was da los war, also mit einem deutschen Kollegen zusammen, der das alles völlig richtig fand und für den das in Ordnung war. Er fuhr dann ein paar Tage später alleine hin, hatte Zigaretten bei sich und hat die irgendwie jemandem zugesteckt, der in so einer Gefangenenuniform steckte. Und während die wieder Sachen auf den Lastwagen luden, den er fuhr, hat er gefragt: „Was geschieht hier eigentlich mit euch?“ und der hat ihm zugeflüstert: „Wir Juden werden alle verbrannt“ und hat dann auf diese Schornsteine gezeigt. Das war in Birkenau, Auschwitz/Birkenau.

Ich war erschrocken darüber, plötzlich zu wissen: mein Vater war so nahe dran. Er war sogenannter Verbindungsmann dieser Im- und Exportfirma zu dem NS-Wirtschaftshauptamt. Dort musste er solche Zettel abliefern, die wiederum belegten, dass soundso viele Brillen, Schuhe, sonst was von dieser Firma eingesammelt und nach Hamburg transportiert wurden, Pelzmäntel, Kugelschreiber, silberne Füllfederhalter mit Monogramm, die zum Teil auch Soldaten für besondere Taten erhielten.

Wissen Sie, das kann man alles finden. Das ist alles noch heute in Familien vorhanden.

Almut Engeli:

Hatten Sie das Gefühl, dass Ihr Vater nicht nur nahe dran war, hatten Sie das Gefühl, dass er eine Phase lang auch mit profitierte?

Viola Roggenkamp:

Nein. Mein Vater hat die Nazis betrogen, mit diesen Marken. Das ist vielleicht jetzt zu umständlich das alles zu erzählen. Es waren jedenfalls sehr viele Millionen kleiner, kleinster Marken, für die man dann Waren eintauschen konnte, in speziellen Läden in Polen.

Mein Vater hat dem polnischen Widerstand viele, viele Hunderttausende dieser Marken zugespielt. Und von dort wiederum ist ihm dann geholfen worden, einmal eben auch mit einem Lkw, in dem meine Mutter und meine Großmutter eine Weile versteckt gelebt haben.

Mein Vater hat es nicht so empfunden, dass er sich bereicherte am Besitz von Juden und Polen, sondern dass er die Nazis beschiss, um diese beiden Frauen und sich zu retten.

Und so habe ich es auch empfunden. Und so stimmt es auch.

Es war für mich erschreckend, diese Erfahrungen zu sehen und für ihn war es auch schmerzhaft, mir das zu zeigen. Er hat geweint. Für mich war es ein Schock zu sehen, dass, wenn man retten und helfen wollte, man in furchtbare Nähe zu diesen Verbrechern kommen musste, anders ging es gar nicht.

Das mit aushalten zu müssen, das war schwer. Das war auch schwer für mich als Tochter. Ich habe ihn aber auch dafür geliebt. Es hat ihn mir menschlich gemacht. Er war eben kein Superheld. Es ist für mich vieles realistisch begreifbar und nachvollziehbar geworden.

Almut Engeli:

Kinder von Menschen, die den Holocaust in Lagern oder im Versteck oder unter den unglaublichsten Bedingungen überlebt haben, sagen oft, dass es sehr schwer ist, aus dieser übergroßen Verantwortung für die Eltern jemals rauszukommen, überhaupt das Recht auf ein eigenes Leben zu finden. Wie ist das bei Ihnen?

Viola Roggenkamp:

Ja, das stimmt. Und ich finde das immer wieder bestätigt, wenn wir unter uns Juden sind und sprechen.

Man kann sich nicht davon befreien. Das ist zu mächtig. Die Überlebensgeschichte der Eltern, die etwas überlebt haben, was Millionen umgebracht hat, davon kann man sich einfach nicht befreien. Man hat Trennungsschwierigkeiten von diesen Eltern. Man mag ihnen nichts tun, nichts Normales, Pubertäres, Aggressives, das alles mag man ihnen gar nicht mehr antun.

Man schützt sie. Man fühlt sich sonst wie ein Täter, wenn man ihnen was tut, das geht gar nicht.

Das ist schwer. Da hat man einen ganzen Packen zu tragen.

Ich möchte dennoch nicht tauschen. Ich denke immer, dass ich mich versündige, wenn ich das sage, weil in meiner Familie mütterlicherseits ja auch viele ermordet wurden. Aber ich möchte nicht tauschen müssen mit der Seite der Kinder, deren Eltern Täter und Mitläufer waren.

So schwer das ist, was ich bei mir zu tragen habe, es ist mir auch kostbar. Kostbares ist nicht immer nur gut.

Almut Engeli:

Wie gehen Sie damit um, dass Sie beide Seiten haben in ihrer Familie? Ihr Vater kam ja aus einer Familie, die sehr nazimäßig orientiert war, um es mal dezent auszudrücken.

Viola Roggenkamp:

Sein Bruder, ja, und seine Schwägerin war auch sehr in den Führer verliebt.

Almut Engeli:

Haben Sie zu ihnen noch Verbindung?

Viola Roggenkamp:

Nein. Also deren Kinder können nichts dafür. Und in unserer Kindheit gab es hin und wieder Familientreffen, dann kamen diese Eltern natürlich mit. Das war immer furchtbar. Das war die Hölle. Das war ein so anstrengender Mittag und Nachmittag. Davon kann man was lesen in „Familienleben“, auch von dieser Schwierigkeit, wie das ist, wenn in der Familie das alles vorhanden ist.

Meine Eltern waren danach krank. Meine Mutter hatte Migräne, mein Vater hatte wieder einen Magenansturz. Das war kaum auszuhalten.

Und ich habe keinen Kontakt mehr zu dieser Familie. Nicht, weil ich denen wirklich was vorwerfe, kann ich ja auch gar nicht, aber da ist doch eine Trennung. Man lebt in anderen Welten.

Almut Engeli:

Sie haben sich in Ihrer weiteren Lebensentwicklung Ihre jüdische Seite ganz stark zu eigen gemacht. Sie sind heute eine bewusste Jüdin. Sie äußern sich auch politisch als jüdische Publizistin.

Was bedeutet Ihnen denn heute eigentlich Ihre deutsche Seite? Wo ist die wichtig?

Viola Roggenkamp:

Ich bin Jüdin und Deutsche.

Für mich ist das Deutschsein wichtig in der Tradition, in der Sprache, deutsche Literatur. Da ist auch das Jüdische präsent. Das berühmte deutsche Judentum.

Almut Engeli:

Sie haben Ihre Kindheit und Jugend geschildert als eine Existenz zwischen allen Stühlen, zwischen dem jüdischen und dem deutschen, nicht-jüdischen. Was in der Zeit ein extremer Widerspruch war. Dieses Vermischte hatte ja auch in der jüdischen Gemeinde oder in Israel keinen Platz.

Wie empfinden Sie das heute?

Viola Roggenkamp:

Das Deutsche hat bei den Juden immer einen Platz. Natürlich, es gibt diese schwere Kränkung, gehasst, rausgeworfen, gemordet worden zu sein, so sehr gestört zu haben, so sehr beneidet und gehasst zu sein, dass man umgebracht wurde.

Aber es gibt ein Bewusstsein im Jüdischen, am Deutschen teilzuhaben und das wertzuschätzen.

Ich war in Israel in den 90er Jahren, habe dort gelebt, und traf dort auf deutsche Juden. Da habe ich ganz viel Deutsches gesehen, auch an Gegenständen. Das wird gehütet wie ein Kronschatz und wertgeschätzt.

Die Wertschätzung des Deutschen hat im Jüdischen nicht aufgehört. Und man empfindet sich darin auch zugehörig.

Anfang der 1990er Jahre war es in Israel noch schwierig zu sagen, dass man in Deutschland lebt. Und ich hatte ganz große Angst vor der Frage: Wieso seid ihr geblieben? Wieso sind deine Eltern nicht gegangen?

Jetzt, 20 Jahre später, hätte ich dort keine Schwierigkeiten mehr, das zu sagen. Das ist heute ganz anders. In Israel gibt es zur Zeit unter jungen Menschen keine Stadt, die attraktiver ist als Berlin. Alle wollen nach Berlin.

Innerhalb von 20 Jahren ist das passiert. Und das heißt nicht, dass man jüdischerseits und israelischerseits vergisst oder vergessen hat was war, überhaupt nicht. Aber es ist etwas weiter gegangen und etwas baut sich auf, etwas Neues, knüpft auch an das an, was gut war.

Und ich glaube das ist etwas, was die Juden wieder mit nach Deutschland bringen, das Wiederanknüpfen an das, was gut war.